

Ein Ansbacher Beizbüchlein

Autor(en): **Ott, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **24 (1968)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ganz anders, wenn es ums Schreiben geht. Ich schreibe nur deutsch, und fast immer in dem Deutsch, das nicht meine Muttersprache ist. Die geschriebenen Sätze stehen vor mir, ich kann sie prüfen, verbessern, ändern, sie mir wiederholen, sie streichen. Beim Schreiben stelle ich die geltenden Wirklichkeiten in Frage, versuche ich, verfestigte Vorstellungen zu verändern, möchte eine Art von Gleichgewicht im ständigen Überwinden meiner selbst schaffen. Etwas übertrieben ausgedrückt: Ich strebe nach einer immerwährenden Revolution des Bewußtseins.

Diese gebrochene und indirekte Beziehung zur Schriftsprache kommt mir vor als eine Voraussetzung meiner Schriftstellerei; Sie ermöglicht einen Abstand gegenüber den Dingen wie auch einen Abstand hinsichtlich der Sprache, die die Dinge nennt.

Die Mundart erfüllt diese Bedingungen nicht. Ich bediene mich meiner Muttersprache, um die Wörter der Literatursprache zu wägen und zu werten. Die Mundart ist kein bequemer Richter; sie enthüllt die geschriebenen Sätze in ihrer Wahrhaftigkeit und ihrer Wahrscheinlichkeit.

J. Steiner

Ein Ansbacher Beizbüchlein

Von Peter Ott, Zug

Seit 1954 erscheinen im Verlag Walter de Gruyter & Co. in Berlin die von *Kurt Lindner* herausgegebenen „Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd“. Der Herausgeber hat sich das Ziel gesetzt, bisher unbekannte deutsche Jagdliteratur, die entweder nur in Manuskripten oder in heute nicht mehr zugänglichen alten Drucken vorliegt, durch eine gewissenhafte Edition einem weiteren Leserkreis vorzulegen. Die Texte stammen aus dem großen Zeitraum vom 14. bis 18. Jahrhundert. Indem die Jagdausübung sich im Laufe der Zeit wandelte — sei es durch standespolitische Verschiebungen, durch das Recht, durch fremde Einflüsse, unter die z. B. auch die Humanistenliteratur zu zählen ist, oder durch den Rückgang des Wildbestandes usw. —, hat sie auch die einschlägige Literatur, die zum großen Teil lehrhafter Art ist, beeinflusst. Viele Entwicklungen sind von der Jagd ausgegangen, so auch

die Ausgestaltung einer eigenen Sondersprache, die ihrerseits wieder Elemente an die Gemeinsprache abgegeben hat. Als Beispiele seien hier die Jagdausdrücke *vorlaut*, *pirschen*, *Pirsch*, *umgarnen*, *Spur*, *auf die Spur bringen*, *durch die Lappen gehen* usw. erwähnt.

Der XI. Band der Reihe erschließt uns einen Text aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, der bisher nur im Manuskript existierte. Der Autor ist unbekannt. Es handelt sich um ein Lehrbuch der Falknerei, das uns in eines jener kleinen deutschen Fürstentümer zurückführt, deren Staatsfinanzen durch gewisse Liebhaberereien des Landesherrn fast gänzlich ruiniert wurden. So hielt es auch der Markgraf von Brandenburg-Ansbach, Carl Wilhelm Friedrich. Im ersten Teil des Werkes entsteht das Bild eines spätbarocken Hofes, an dem die Falknerei, die man als Leser schon seit dem Ende des Spätmittelalters tot wählte, in letzter Blüte stand. Der Herr dieses Ländchens gab für die Beizjagd doppelt soviel aus wie der Kaiser zu Wien und beschäftigte in den Glanzzeiten ungefähr 50 Leute, die sich diesem Weidwerk zu widmen hatten. Daneben existierte ein Personal von weiteren 130 Köpfen, das das eigentliche Jägerkorps bildete. Lebhaftige Auswirkungen hatte diese Vorliebe des Markgrafen auch auf die Kunst, so z. B. bei der Produktion der Ansbacher Fayencefabrik oder bei der Ausgestaltung des Ansbacher Schlosses. Auch Malerei und Münzprägung wandten sich, der Passion des Landesherrn folgend, beizjagdlichen Motiven zu. — Wichtiger aber ist, daß in der Umgebung von Carl Wilhelm Friedrich eine Fachliteratur entstand, unter die auch unser „Ansbacher Beizbüchlein“ zu zählen ist. Im 17. und 18. Jahrhundert waren die Niederländer die führenden Fachleute auf dem Gebiete der Falknerei. So war auch ihr Anteil unter den Falknern des Ansbacher Hofes sehr hoch. Die Folge war, daß viele flämische oder von den Flamen vermittelte fremde Sprachelemente von den deutschen Berufskollegen übernommen wurden und auch ins Schrifttum gelangten. Der im Beizbüchlein verwendete Wortschatz deckt sich fast völlig mit demjenigen von Johann Erhard Pacius, der im Auftrag des Markgrafen das Buch des Staufenkaisers Friedrich II. über die Falknerei übersetzte. Über S. H. Schöpfer, F. Engelmann und R. Waller, deren Werke über die Beizjagd zwischen 1896 und 1927 erschienen, hat ein Großteil des ansbachischen Wortschatzes, darunter auch die vielen von den Flamen vermittelten Wörter, Eingang in die deutsche Falknersprache der Gegenwart gefunden.

Dazu gehören z. B.: *abspinnen* für locke machen, abrichten; *Bäck* oder *Beck* für Schnabel; *Bell* für Schelle; *Deckling* für Ästling (fast flügger Jungvogel); *Schleimse* für Gewölle; *Start* für Schwanz usw. Interessant ist auch die Geschichte einiger anderer Wörter. Ein *Prell* z. B. ist ein Lederriemen, „mit dem vorzugsweise der rechte Flügel des Wildfangs oder des noch nicht vollkommen abgerichteten Falken gebunden wurde, so daß der Vogel zur Ruhe gezwungen und am Springen gehindert war. ... *brail* wurde zuerst in England (spätestens im 15. Jahrhundert) in die Fachsprache der Falkner übernommen, war ursprünglich die Bezeichnung für kleine Federn am Rumpf des Beizvogels, verlor diese Bedeutung um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert und kam seit dem frühen 17. Jahrhundert für die in England zuerst nachweisbare Methode, einen Wildfang mit einem schmalen Lederriemen zu binden, zur Anwendung. Durch Vermittlung niederländischer Berufsfalkner fand das Wort im 18. Jahrhundert Eingang in die deutsche Terminologie“ (zit. nach Lindner). *Prellen* hat also in der Fachsprache der Falkner eine ganz andere Herkunft und Bedeutung als das gleich aussehende Verb *prellen* der Gemeinsprache. Sowohl der Etymologieduden als auch Kluge kennen dieses Fachwort nicht.

Kurt Lindner hat das „Beizbüchlein“ mit aller diplomatischen Sorgfalt ediert und lediglich dort eingegriffen, wo mangelnde Satzzeichen, regellose Groß- und Kleinschreibung und kraß fehlerhafte Orthographie das Verständnis erschwerten. Zusätzlich wurden, wieder um der Klarheit willen, die einzelnen Kapitel in Abschnitte aufgeteilt. Besonders verdienstvoll ist das über mehr als neunzig Seiten sich erstreckende Glossar der sonder Sprachlichen Bezeichnungen, die in aller Ausführlichkeit erklärt werden, wobei häufig Literatur aus anderen europäischen Sprachen und sogar aus dem Arabischen herangezogen wird. In seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit stellt das Glossar, aus dem die Beispiele entnommen sind, das Wissen und Können eines Berufsstandes dar, der, im letzten Jahrhundert totgesagt, heute in Deutschland und anderen Staaten wieder eine neue Blüte zu erleben scheint. Dem fachlich interessierten Leser bietet Kurt Lindner so Einblick in eine faszinierende neue Welt.

Keiner beherrscht die Sprache. Er hat immer nur seinen Anteil an ihr.

Martin Walser